

Phitisis florida

Autor(en): **Romans, H.F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **3 (1908-1909)**

Heft 5

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-747959>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Phtisis florida.

Eine Skizze.



„Was für einen neuen Patienten haben wir im Privatzimmer Nr. 18?“

„Einen Studenten der Philosophie, Max Krüger, mein Freund, Herr Professor.“

„Was haben Sie gefunden, Herr Kollege?“

„Phtisis florida, Herr Professor.“

„Armer Kerl! ich werde morgen bei der Frühvisite nachsehen.“

Der Professor entfernte sich. Sein Assistent, Doktor Herbers, packte langsam die Schriftstücke zusammen, aus denen er dem Chef verschiedene Fälle vorgetragen hatte. Sein gemüthliches, breites Gesicht war von tiefer Trauer überschattet. Die Erschütterung, die er bei der Untersuchung seines Freundes erlebt hatte, wirkte stark nach. Nachdenklich ging er durch die hohen Gänge des Spitals seinen Zimmern zu. Hier überließ er sich seinem Schmerz. Wie betäubt warf er sich auf das Sofa und vergrub sein Gesicht in beide Hände.

Ob und zu schüttelte ein Schauer den kräftigen Körper des Arztes. Ihn, den jahrelange Gewöhnung gegen menschliches Elend und Siedtum schon stark abgestumpft hatte, packte dieser eine Fall, daß er weinte wie ein Kind. — — —

Hans Herbers und der, der dort unten in den Rissen lag, waren unzertrennliche Freunde gewesen. Hans hatte den viel Jüngeren erst kennen gelernt, als er selber sein Staatsexamen schon bestanden hatte. Zunächst hatte sich eine herzliche Kameradschaft unter Führung des Ältern, Vernünftigeren gebildet. Der Arzt hatte Freude gehabt an dem hübschen, muntern, etwas leichtsinnigen Jungen. Er fühlte, daß jedem die Gesellschaft des andern gut tat. Ihn, den ernsten, etwas schwerfälligen Menschen, erfrischte das sprudelnd lebendige, ewig fröhliche Wesen des jungen Studenten. Diesen rettete die ruhige Vernunft des ältern Kameraden vor manchem unüberlegten tollen Streiche. So wurden sie Freunde.

Die Freundschaft war nicht ohne Bitternis geblieben. In launischen Anwandlungen hatte Max den Arzt oft verlegt. Er hatte sich in solchen Momenten seine Schulmeisterei verbeten. Er vergaß dann, daß die sanften Vorwürfe gut gemeint waren. Schließlich war Max stets reizbarer geworden, so daß Hans sich immer mehr von ihm zurückzog. Er tat es schweren Herzens. Immer wieder erkundigte er sich bei gemeinsamen Bekannten nach Maxens Lebensführung. Sein Hang zum Leichtsinn

beschäftigte ihn fortwährend. Je mehr Ungünstiges er hören mußte, desto mehr machte er sich Vorwürfe, daß er sich von dem Jungen, Schwachen zurückgezogen hatte. Immer mehr kam er zur Überzeugung, daß er durch seine Empfindlichkeit den liebsten Freund verloren hatte. Aber erst, als er heute morgen den hoffnungslos Kranken untersuchte, fühlte er, daß mit ihm ein Stück seiner selbst ins frühe Grab sinken würde. — — —

Unruhig wälzte sich drunten in einem hohen, fahlen Krankengemache ein schwarzhaariger Jüngling im Bette. Fiebrig glänzten seine dunkeln Augen. Auf den Wangen brannten zwei rote Flecke.

Jetzt streckte er seinen Arm nach der Klingel und läutete.

Die Türe ging auf und eine junge Dame trat ein.

„Verzeihung, ich habe die Pflegerin gewünscht,“ sagte der Kranke.

„Ich bin Ihre Pflegerin, mein Herr. Ich bin freiwillige Krankenküsterin, darum trage ich keine Tracht.“

Sie war schön. Ganz einfach und doch beinahe elegant gekleidet. Sie hatte volle Formen.

Der Kranke fixierte sie langsam. Einen Augenblick leuchtete es in seinen Augen begehrlieh auf. Dann senkten sich die Lider schnell. Er wollte seine Unruhe verbergen.

„Ich möchte um ein Glas Wasser bitten, mich dürstet.“ Seine Stimme klang heiser und dünn, obwohl er sich anstrengte, in einem kräftigen Tone zu sprechen.

„Ich werde Ihnen eine Erfrischung besorgen, Herr Krüger.“

Er blickte sie erstaunt an. Sie verstand.

„Ihr Name steht an der Zimmertür. — Ich werde hier Fräulein Clara genannt.“

Er lächelte freundlich und richtete sich halb in die Höhe.

„Auf gute Freundschaft, Fräulein Clara.“ Er streckte ihr die Rechte hin, eine Hand von durchsichtiger Blässe.

Zögernd schlug sie ein. Dann wandte sie sich schnell zur Tür, um die Erfrischung zu holen. — — —

Der Professor hatte die Morgenvisite beendet und die Herren Assistenten zur Besprechung in sein Zimmer beschieden. Zum Schluß blieb er noch mit Doktor Herbers allein.

„Was halten Sie von unserm neuen Patienten Krüger, Herr Doktor?“

„Hoffnungslos“, sagte Herbers dumpf.

„Der Herr steht Ihnen nahe, Herr Kollege?“

„Er ist mein liebster Freund.“

„Ich kann Ihren Schmerz nachfühlen. Wie lange vermuten Sie, daß er noch leben wird?“

„Höchstens eine Woche.“

„Auch ich rechne nur noch mit einigen Tagen. Lassen Sie Ihrem armen Freund jede Erleichterung zukommen. Wir wollen ihm auch seine Hoffnung nicht rauben. Der Gedanke an den Tod schmerzt junge Leute noch. — Ich danke Ihnen, Herr Kollege.“

Damit war Hans Herbers entlassen. Mechanisch ging er den langen Korridor hinunter. Plötzlich blieb er stehen. An der Tür hier stand eine Karte, stud. phil. Max Krüger.

Soeben trat die Pflegerin heraus. Sie war beim Anblick des Arztes etwas verwirrt.

„Wie geht es meinem Freund, Fräulein?“

„Ihrem Freund?“

„Herr Krüger ist mein bester Freund; vielleicht der einzige Freund, den ich je gehabt habe.“

Clara sah den ernstesten Mann erstaunt an.

„Herr Krüger ist noch etwas aufgereggt von der Visite, aber sonst scheint es ihm ein wenig besser zu gehen.“

„Ich danke Ihnen, Fräulein.“

Hans wandte sich ab und ging rasch auf die Türe Nr. 18 zu.

Er klopfte kurz und trat ein.

Der Kranke hatte ruhig dagelegen. Jetzt fuhr er rasch, wie erschrocken, herum.

Als er den Eingetretenen erkannte, ging ein Leuchten über seine Züge; dann aber lächelte er verlegen.

„Wie geht es dir, lieber alter Max?“

Das klang herzlich. Der Kranke senkte die Lider; es zuckte um seinen Mund.

„Ich habe deine Güte nicht verdient, Hans.“ Er sah ihn traurig an.

„Willst du deinem alten Hans nicht einen Gefallen tun, Max?“

„Doch, jeden, womit ich meine Ungezogenheit wieder gut machen kann.“

„Sprich nicht mehr von der letzten Vergangenheit, wenn du mich lieb hast.“

Max legte seine Hand über die Augen.

„Sage ja,“ bat Hans.

„Ja,“ tönte es erstickt. Eine kleine Pause. Dann richtete sich der Kranke auf und sagte fast fröhlich: „Mir ist, als ob mir eure Spitalluft schon gut getan hätte. Ich fühle mich bedeutend besser.“

„Die Ruhe hat dir gut getan, mein Freund.“

Der Kranke sah den Arzt voll an; dann schloß er die Augen.

„Ihr habt da lange an mir herumgeklopft vorhin. Mein Zustand scheint euch einige Bedenken eingeflößt zu haben.“

Scharf blickten seine Augen zwischen den Wimpern hindurch zum Freunde hinüber. —

Hans bemerkte den Blick. Er nahm sich zusammen.

„Mit guter Pflege werden wir die Maschine schon wieder reparieren,“ sagte er ruhig.

Max schwieg eine Weile. Sein Atem ging kurz. Doch sein Gesicht wurde immer fröhlicher.

„Verzeih mir, Hans. Ich habe nie eine große Meinung von eurer Wissenschaft gehabt. Ich habe meine Ansicht auch jetzt noch nicht geändert. Meinetwegen könnt ihr auch ein wenig besorgt sein. Ich habe aber über meinen Zustand meine eigenen Ansichten. Die paar Blutstürzchen bringen einen kräftigen Mann, wie mich, nicht so schnell um. Zu meiner gesunden Natur habe ich Vertrauen. Die wird mir über diese Kleinigkeit schon hinweghelfen. Ich bin noch lebenslustig und fühle noch die Kraft zu leben in mir.“

Das lange Reden hatte ihn angestrengt. Die roten Flecke auf den Wangen brannten heißer. Der Klang der letzten Worte kontrastierte sehr zu ihrem Inhalt.

„Könnte ich dir vielleicht einen Wunsch erfüllen, etwas zuliebe tun, Max?“

Der Kranke überlegte, dann sagte er zögernd:

„Ich hätte schon einen Wunsch, aber für ein Spital einen sündhaften.“

„Was wär's?“

„Ich will es dir sagen, doch du darfst mich nicht auslachen. Es scheint dir vielleicht kindisch. Aber meine Sehnsucht ist so groß, daß sie meine Scheu überwindet. Ich möchte ein wenig Sekt haben.“

„Aber gerne, mein lieber Freund. Ich will ihn selbst sofort holen.“

„Du mußt mittrinken, Hans, gelt?“

Glücklich lächelnd sank Max in die Kissen zurück. Er freute sich so sehr auf das Getränk.

Draußen kämpfte Hans mit Tränen; er wußte, was diese Genußsucht zu bedeuten hatte. —

Es war ein seltsames Sektgelage, das die beiden Freunde im Krankenzimmer hielten.

Max war fröhlich, ja ausgelassen und versicherte seinem Freunde oft, daß er in einer Woche spätestens dem Spital den Rücken zu kehren gedenke. Er versprach aber mit humorvoller Gutmütigkeit, das gastliche Haus ab und zu wieder einmal kurz zu besuchen.

Die Fröhlichkeit war keineswegs einseitig; Hans gelang es, redlich mitzutun.

Wie ihn das angestrengt hatte, merkte er erst, als er in seinem Bette lag. Er zitterte die lange Nacht hindurch am ganzen Leibe. —

Die langen Reihen der Krankenzimmer lagen im Halbdunkel. Nur die Gänge waren hell erleuchtet. Sie warfen gedämpfte Lichtscheine in die Räume der Leidenden. Tiefe Stille. Nur ab und zu ein Stöhnen, das aus der hintersten Ecke des Hochparterres klang. Dort waren die Absonderungszimmer. Denen konnte keine ärztliche Kunst mehr helfen. Weil sie Passagiere der letzten Klasse waren, hatte man sie in diesen Gemächern isoliert; denn ihr Todeskampf hätte ihre Zimmergenossen in Aufregung bringen können.

Sonst lag alles friedlich und still. Der Todesengel schien heute keinen Einzug halten zu wollen, oder er tat sein Werk lautlos.

Die zweite Stunde wurde von der Turmuhr verkündet. Da erscholl im Zimmer der Nachtwache ein langes, grelles Läuten. Unter der schwarzen Glastafel sprang die Zahl 18 hervor.

Rasch war die Wärterin vom Lederdivan aufgesprungen. Ein Blick auf die Nummerntafel. Plötzlich griff sie mit beiden Händen an ihr Herz. Ein jähes Erschrecken hatte sie durchzuckt. Dann eilte sie fliegenden Schrittes den Korridor entlang.

Zimmer Nr. 18 war hell. Max Krüger hatte das Licht aufgedreht. Aufgerichtet saß er in seinem Bett. Unruhig blickten seine Augen, als suchten sie etwas, was ihnen entschwunden war.

Als die Türe sich öffnete fuhr er zusammen, doch bald glitt ein Seufzer der Erleichterung über seine Lippen. Ermattet ließ er sich in die Kissen zurückfallen.

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind, Fräulein Clara,“ sagte er matt.

Besorgt beugte sich das Mädchen über den Leidenden. Sie vergaß nach seinem Wunsch zu fragen. Tiefes, unendliches Mitleid zog ihr das Herz zusammen. Ihr geübtes Auge hatte die schreckliche Veränderung des Kranken sofort bemerkt. Sie sah ihn traurig, innig mitleidig an.

Max fing den Blick auf, und ein schmerzliches Lächeln huschte über die etwas verzerrten Züge. Dann sah er sie lange und fest an.

Ihre Wangen waren von der Aufregung gerötet. Widerspenstige Lockchen fielen über Stirn und Nacken, das Gewand hatte sich etwas verschoben.

Das alles sah der Kranke; er sah auch die Besorgnis im Blick, seine Augen leuchteten dankbar.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie in Ihrer Ruhe störte, liebes Fräulein.“

Er sprach mit Anstrengung. Dann blickte er furchtsam um sich.

„Ich hatte Angst, eine Angst, wie ich sie in meinem Leben noch nie gefühlt habe. . . Ich glaubte zu ersticken. . . Dann kam ein Etwas

auf mich zu, das mich rasend machte. . . Ich läutete. Das war feige. . . Erst nachher dacht' ich daran, Licht zu machen. . . Können Sie mir verzeihen?“

Sein Atem ging pfeifend. Ganz kurz, nur oben aus der Brust geholt. Die magern Hände griffen krampfhaft in die Decken.

„Ist Ihnen jetzt besser Herr Krüger?“

Der herzliche Klang ihrer Stimme tat ihm wohl.

„Seit Sie bei mir sind, ja. Bitte, bitte bleiben Sie noch ein wenig.“

Die letzten Worte hatten wie aus weiter Ferne geklungen.

Die Wärterin rückte sich einen Stuhl ganz nahe zum Lager und legte die Hand auf die Stirne des Fiebernden.

„Soll ich Herrn Doktor Herbers holen?“

Er schüttelte leise den Kopf.

Dann begann er ruhiger zu werden. Mit geschlossenen Augen lag er da. Die Hände lösten sich; er schien zu schlummern.

Unbeweglich saß Clara neben dem Kranken. Ein weiches Gefühl beschlich das Frauenherz. Seine tiefste Saite war angetönt: Mitleid.

Plötzlich wandte Max den Kopf; er blickte sie wild an.

„Ich glaubte sterben zu müssen. Ich will aber nicht sterben. Das Leben ist so schön. Ihr macht es uns so unendlich begehrenswert!“

Er hatte einen Arm um ihre Schulter gelegt. Sie litt es.

„Ich habe ein Recht zu leben!“

Doch plötzlich durchzuckte ein Krampf den ganzen Körper. Die Arme lösten sich und griffen hoch in die Luft. Der Kopf knickte vornüber. Hellrotes Blut färbte das weiße Linnen.

Ein lauter Schrei!

Clara hatte ihn ausgestoßen. — Rasche Schritte im Korridor. Die Tür öffnete sich. Hans trat ein, totenblaß.

Ein rascher Blick sagte ihm alles.

Schmerzerfüllt sah er das Mädchen an, und beide weinten am Lager des Verschiedenen.

H. F. Romans.

